

George Steiner

Nach Babel

**Aspekte der Sprache
und des Übersetzens**
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2125

»Diese überarbeitete Fassung von *Nach Babel* will Sprachphilosophen, Ideengeschichtler, Gelehrte auf dem Gebiet der Poetik, der Künste und der Musik, Linguisten und natürlich Übersetzer ansprechen. Aber sie bemüht sich auch um die Aufmerksamkeit und das Vergnügen allgemein interessierter Leser, vor allem jener, die die Sprache lieben und sie als maßgeblich für ihr Menschsein empfinden. Dieses Buch wendet sich an jeden, der weiß, daß Babel zugleich ein Desaster und – dies ist die Herkunft des Wortes Desaster – ein Sternenregen für die Menschheit war.« George Steiners Standardwerk von 1972 (in überarbeiteter Fassung 1992) erkennt Übersetzen als einen permanenten grundlegenden Akt menschlicher Verständigung. Es ist zugleich ein Plädoyer für die Vielgestalt der Sprachen, von denen eine jede ihren eigenen Zugang zur Welt und damit einen unersetzlichen Zugang zur Verfaßtheit unserer Wirklichkeiten ermöglicht. Entstanden ist mit diesem Buch ein Versuch, die verschiedenen Gebiete der Rhetorik, der Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft, der Linguistik und der Sprachphilosophie miteinander zu verknüpfen und in ihrer wechselseitigen Beeinflussung zu beleuchten. Ein solch systematischer, detaillierter Versuch, das Übersetzen im Kern jeglicher menschlichen Kommunikation anzusiedeln und zu erkunden, wurde bislang nicht unternommen.

George Steiner lehrte vergleichende Literaturgeschichte und Komparatistik an den Universitäten Genf, Cambridge und Oxford. Bei Suhrkamp erschienen zuletzt seine Werke *Warum Denken traurig macht* (2006), *Im Raum der Stille: Lektüren* (2011) und *Gedanken dichten* (2011).

George Steiner
Nach Babel

*Aspekte der Sprache
und des Übersetzens*

Schriften 5

Deutsch von Monika Plessner
unter Mitwirkung
von Henriette Beese

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
After Babel. Aspects of Language and Translation (Second Edition)
© George Steiner 1975, 1992

Die vorliegende Ausgabe wurde im Einvernehmen
mit dem Autor an einigen Stellen, die durch eckige Klammern
gekennzeichnet sind, gekürzt.

Übersetzung des Vorwortes
sowie der überarbeiteten und neuen Textpassagen
durch Peter Sillem

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2125
Erste Auflage 2014

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2014
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des Nachdrucks,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29725-4

Inhalt

Vorwort zur Neuausgabe	I
1. Verstehen als Übersetzen	7
2. Sprache und Gnosis	50
3. Wort wider Gegenstand	129
4. Der Anspruch der Theorie	247
5. Der hermeneutische Prozeß	311
6. Topologische Aspekte der Kultur	390
Nachwort	431
Anmerkungen	437
Ausgewählte Literatur	453
Register	471

Für Zara
'ein 'acheret

Vorwort zur Neuauflage

Dieses Buch wurde unter etwas erschwerten Bedingungen geschrieben. Ich war zu jener Zeit in der akademischen Gemeinschaft zunehmend an den Rand gedrängt und isoliert. Das muß nicht unbedingt ein Nachteil sein. Eine dauerhafte Anstellung an der Universität, die Zustimmung der Kollegen, Beifall und Lorbeeren sind nicht selten Zeichen von Opportunismus, Mittelmaß und Beliebigkeit. Bis zu einem gewissen Grade ausgeschlossen zu sein und sich gezwungenermaßen abgrenzen zu müssen, kann sich als hilfreich für die Entstehung eines Werkes von Bedeutung erweisen. Wissenschaftliche Arbeit und Fortschritt in der Forschung beruhen zu einem beträchtlichen Maß auf Zusammenarbeit. Für die Geisteswissenschaften jedoch, die Disziplinen des intuitiven Diskurses, sind Komitees, Kolloquien und der gesamte Kongreßzirkus verheerend. Nichts ist lächerlicher als die dankbaren, Belanglosigkeiten ergänzenden Fußnoten mit den Namenslisten von Akademikerkollegen und Förderern. Produktive Arbeiten in der Poetik, der Philosophie, der Hermeneutik entstehen meist aus Randpositionen heraus und gegen den Strom.

Aber es gibt auch Gefahren. »Nach Babel« unternimmt den Versuch, ein neues Feld zu erschließen, einen Raum für neue Überlegungen zu öffnen. Von Seneca bis Walter Benjamin und W. v. O. Quine hat es – wenn auch selten – scharfsichtige Einblicke in den Prozeß des Übersetzens und seine phänomenologischen wie philosophischen Aspekte gegeben. Einige Übersetzer – auch sie sind selten – haben Beschreibungen und Zeugnisse ihres Handwerks hinterlassen. Allein die Menge an literarischen, historischen und philosophischen Übersetzungen, denen die westliche Zivilisation ihre Entstehung und Verbreitung verdankt, bildet ausreichend Material für systematische Analyse und Reflexion. Doch vor »Nach Babel« gab es kein wirkliches Bemühen darum, die verschiedenen Ge-

biere der Rhetorik, der Literaturgeschichte und -wissenschaft, der Linguistik und der Sprachphilosophie miteinander zu verknüpfen und in ihrer wechselseitigen Beeinflussung zu beleuchten. Niemand hatte bislang den systematischen oder detaillierten Versuch unternommen, das Übersetzen im Kern jeglicher menschlicher Kommunikation anzusiedeln und zu erkunden, wie Einschränkungen der Übersetzbarkeit und die Möglichkeiten des Austausch zwischen verschiedenen Sprachen die philosophische Untersuchung des Bewußtseins und der Bedeutung von Bedeutung ganz unmittelbar und folgenreich beeinflussen.

Ein solcher Versuch der innovativen Synthese wird naturgemäß immer angreifbar sein. In einem kaum faßbaren Ausmaß haben sich die anerkannten akademischen Fächer aufgesplittet in hochspezialisierte Einzelbereiche. Mit jedem neuen Lehrstuhl und jeder neuen Bewilligung von Forschungsgeldern wird das Feld kleiner. Die mikroskopische Sichtweise ist allseits verbreitet und gebilligt. Über immer weniger wird in Zeitschriften und Wissenschaftsverlagen immer mehr publiziert. Es entsteht der Eindruck von byzantinisch detaillierten Kommentaren zu Kommentaren von Kommentaren, die sich wie umgekehrte Pyramiden über einzelnen, oftmals wenig haltbaren Punkten auftürmen. Der Spezialist begegnet dem »Generalisten« oder »Universalgelehrten« mit verächtlicher Geringschätzung. Und tatsächlich kommt es vor, daß der technischen Beherrschung, der Meisterung eines Forschungsgebietes von der Größe einer einzelnen Parzelle ein Zutrauen und eine Ehrfurcht entgegengebracht werden, wie sie dem Komparatisten, der (ungelenk oder mit sicherem Sprung) die Abgrenzungen zwischen den Feldern überwindet, meist verwehrt bleiben.

Den Versuch einer umfassenden Poetik der Übersetzung zu unternehmen, war schon gewagt genug. Dies aber isoliert und ohne die Unterstützung von wohlmeinenden Lesern aus anderen Fachbereichen tun zu wollen, mit der man unter anderen Umständen vielleicht hätte rechnen können, bedeutete,

handfeste Risiken einzugehen. Die erste Ausgabe von »Nach Babel« enthielt Irrtümer und Ungenauigkeiten. Vor allem im Hinblick auf das, was man damals generative Transformationsgrammatik nannte, waren die Formulierungen zuweilen inpräzise. Es mangelte der Erstausgabe auch an Klarheit auf dem zentralen Gebiet der Temporalität in der semitischen und indoeuropäischen Syntax. Für diese Unzulänglichkeiten gibt es keine Entschuldigung; Dank gebührt jenen, die auf sie hingewiesen haben (besonders Edward Ullendorff in seinem unnachsichtig strengen Besprechungsaufsatz). Doch die Heftigkeit der Reaktionen auf »Nach Babel« in der akademischen Welt beruhte nicht auf der Kritik von Einzelheiten. Sie offenbarte vielmehr eine tiefgreifende, sorgenvolle Bestürzung angesichts der Konzeption einer umfassenderen Perspektive, einer Verknüpfung von philosophischen Fragestellungen mit poetischem Empfindungsvermögen und der Linguistik in einem eher formalen und technischen Sinne. Für Roman Jakobson, für William Empson in »Structure of Complex Words«, für Kenneth Burke, einen unbeachtet gebliebenen Meister der Sprachwissenschaft, war eine solche Verknüpfung die selbstverständliche Voraussetzung der Hermeneutik. Mitte der siebziger Jahre jedoch trennten tiefe Gräben die einzelnen Spezialgebiete voneinander, und man berauschte sich an dem weitgehend falschen Anspruch von »Wissenschaftlichkeit«. Unter Briefmarkensammlern sind Briefeschreiber nicht immer willkommen.

Typischer für die Zunft als ein direkter Angriff auf das Buch war das stillschweigende Darüberhinweggehen, »passer sous silence«, wie es im Französischen heißt. Bezeichnend für diese Strategie ist eine Fußnote in einer neueren (sehr intelligenten) Monographie zum Thema Philosophie und Übersetzung. »Nach Babel« wird dort bezeichnet als der offenkundig wichtigste Text auf dem Gebiet der Übersetzungsforschung und der philosophischen Aspekte, die mit ihr zusammenhängen. Im folgenden wird das Buch dann weder erwähnt noch zitiert. Seit dem ersten Erscheinen von »Nach Babel« hat man

– oftmals ohne es kenntlich zu machen – Material daraus entliehen und benutzt. Zu vielen Themen, die in diesem Buch erstmals behandelt wurden, existiert inzwischen eine umfangreiche Sekundärliteratur. Faszinierender- und beinahe unwahrscheinlicherweise ist diese Übersetzungsstudie, die die Schwierigkeit, die Einzigartigkeit der verschiedenen Sprachwelten nachdrücklich betont und die zudem voll ist von Beispielen aus der Dichtung, ihrerseits in eine Vielzahl von Sprachen, die vom Rumänischen bis zum Chinesischen reichen, übersetzt worden. Mein respektvoller Dank gilt jenen, die sich dieser beschwerlichen Aufgabe angenommen haben. Jede Übersetzung hat gewissermaßen Suchscheinwerfer auf die grundlegenden Behauptungen des Originals gerichtet. Dessen ungeachtet und obwohl »Nach Babel« immer lieferbar war, bleibt das Buch in den Augen der akademischen Linguisten sowie jener, die das Übersetzen theoretisieren und den Anspruch haben, es zu lehren, das aufreizende und anarchische Unternehmen eines Außenseiters.

Ich weiß deshalb das Angebot von Oxford University Press zu schätzen, das Buch in einer Neuausgabe zugänglich zu machen. Errata sind, soweit dies möglich war, berichtigt worden. Unzusammenhängende oder konfuse Momente im Gang der Argumentation wurden ergänzt und Material, das nach 1974/75 erschienen ist, in neue oder erweiterte Anmerkungen aufgenommen. Die Auswahlbibliographie, selbst von denjenigen geschätzt und genutzt, die dem ganzen Unternehmen eher feindlich gesonnen sind, wurde aktualisiert. Vieles davon war möglich durch die Privilegien, die ein Lehrstuhl an einer europäischen Universität (dem ältesten auf dem Gebiet der vergleichenden Literaturwissenschaft) mit sich bringt. Heute kann ich auf die Hilfsmittel, den kritischen Austausch mit Kollegen und die Forschungsunterstützung zurückgreifen, auf die ich verzichten mußte, als ich dieses Buch schrieb. Mein besonderer Dank gebührt meinem Kollegen und Assistenten Aminadav Dyckmann, einem leidenschaftlich genauen Philologen, Linguisten und Erforscher der slawischen Poetik.

Doch auch in dieser korrigierten Fassung wird »Nach Babel«, wie ich vermute, ein Skandalon, ein Ungetüm bleiben, das in der Zunft der etablierten Linguistik ebenso wie in der linguistischen und analytischen Philosophie auch zukünftig nicht weiter beachtet werden wird. Einige zentrale Aussagen dieses Werkes werden fast vorsätzlich mißverstanden und wirken nach wie vor bedrohlich. Ich will sie kurz – und ganz ohne Reue – zusammenfassen.

»Nach Babel« postuliert die These, daß das Übersetzen formal ebenso wie praktisch Teil eines jeglichen Kommunikationsaktes ist, beim Senden wie beim Empfangen jedweder Form von »Bedeutung«, sei es im umfassenderen semiotischen Sinne oder im engeren des sprachlichen Austausch. Verstehen bedeutet dechiffrieren. Bedeutungen zu hören, heißt übersetzen. Folglich sind die wesentlichen strukturellen wie praktischen Mittel und Probleme des Übersetzens Teil eines jeden Sprech- und Schreibaktes und einer jeden bildlichen Codierung, in welcher Sprache auch immer. Das Übersetzen von einer Sprache in die andere ist nur die bestimmte Form der Anwendung einer Konfiguration, eines Modells, das selbst das menschliche Sprechen in nur einer Sprache bestimmt. Dieses allgemeine Postulat wird inzwischen weitgehend akzeptiert. Ich versuche es durch die vielfältigen Schwierigkeiten zu veranschaulichen, die entstehen, wenn man versucht, sich in einer Sprache über historische Epochen, soziale Klassen und verschiedene kulturelle und fachliche Wahrnehmungen hinweg zu verständigen. Ganz besonders ist mir daran gelegen, über die Dilemmata unzureichender Übersetzung nachzudenken, die durch die grundlegenden, artikulierte wie unartikulierte, Unterschiede im Sprachverhalten von Männern und Frauen entstehen. Zu diesem Thema stammen die erhellendsten Beiträge weder von den Sozio- und Psycholinguisten noch von den Anthropologen, sondern von den Dichtern, Dramatikern und Romanciers; durch intuitives Sondieren bringen sie die Konventionen der verhüllten oder fehlgeschlagenen Verständigung zum Ausdruck,

welche die Grundzüge jener Zwiegespräche zwischen Männern und Frauen, Frauen und Männern bestimmt haben, die wir Liebe und Haß nennen. Dieser Gegenstand ist ein Dreh- und Angelpunkt in unserer Wahrnehmung des Selbst und der Gesellschaft. Bestimmte Strömungen innerhalb des jüngeren Feminismus und der Frauenforschung haben die filigrane Komplexität der Beweisführung auf unzulässige Weise vergrößert oder trivialisiert. Soweit ich es beurteilen kann, hat kaum jemand die Anregungen dieses Buches zu weiteren Untersuchungen aufgenommen.

Doch obwohl wir permanent »übersetzen«, wenn wir in unserer eigenen Sprache sprechen oder Signale empfangen, ist offenkundig, daß die Übersetzung im umfassenderen und vertrauten Sinne erst dann ins Spiel kommt, wenn zwei verschiedene Sprachen aufeinander treffen. Daß es überhaupt zwei verschiedene Sprachen gibt, ja daß es – grob geschätzt – mehr als zwanzigtausend gesprochene Sprachen auf diesem kleinen Planeten gegeben haben soll, das ist die Frage nach Babel. Aus welchem Grunde sollte der Homo sapiens sapiens Tausende von einander unverständlichen Sprachen sprechen, manche davon in einer Entfernung von nur wenigen Kilometern, wenn er doch genetisch wie physiologisch in beinahe jeder Hinsicht identisch ist, denselben biologischen Zwängen unterworfen ist und die gleichen evolutionären Möglichkeiten hat? Die materiellen, ökonomischen und sozialen Vorteile, die eine einzige Sprache mit sich brächte, sind allzu offensichtlich. Die dornigen Hindernisse, die aus dem gegenseitigen Nichtverstehen und aus der Notwendigkeit erwachsen, eine in phonetischer oder grammatikalischer Hinsicht oftmals schwierige und »fremdartige« Zweit- oder Drittsprache zu erlernen, sind ebenfalls nicht zu übersehen. All dies verlangt nach eingehender Reflexion und stellt eine grundlegende, gewaltige Herausforderung dar, der sich die akademischen Linguisten bislang weitgehend verweigert haben, weil sie sie für monströs und nicht zu meistern hielten (ganz wie die berühmte Frage nach den Ursprüngen der menschlichen

Sprache bis vor kurzem auf dem Hoheitsgebiet der »Wissenschaft« keine Rolle spielte).

»Nach Babel« bedient sich der Darwinschen Analogie von der Überfülle der Arten. Gibt es strukturelle Parallelen zwischen, sagen wir, den zehntausend Insektenarten in einem Zipfel Amazoniens und der verblüffenden Vielfalt von Sprachen auf dem indischen Subkontinent oder in eben jenen Regenwaldgebieten des Amazonas-Tieflandes? Auf der ersten Stufe greift diese Analogie nicht. Das Darwinsche Paradigma beruht auf dem evolutionären Nutzen. Dadurch, daß die verschiedenen Lebensformen, so hochspezialisiert und schwer unterscheidbar sie auch sein mögen, im Wettbewerb miteinander entstehen, besetzen sie unterschiedliche Nischen in der Umwelt. Ihre Vielfältigkeit erhöht die Chancen einer präzisen Anpassung und des biologischen Fortschritts. Keinen vergleichbaren Nutzen bringt dagegen die scheinbar anarchische Vielzahl einander unverständlicher Sprachen mit sich. Im Gegenteil: Wir kennen keine Mythologie, in der nicht die Aufsplitterung einer ursprünglichen einzigen Sprache (das Adamsmotiv) in lauter Einzelteile, in Kakophonie und Isolierung als Katastrophe empfunden worden wäre, als göttliche Strafe für Rebellion oder Hochmut der gefallenen Menschen. Schon auf den ersten Blick sticht das ökonomische, politische und soziale Unheil, welches das tausendfache Tönen nach Babel mit sich gebracht hat, ins Auge.

Auf einer zweiten Ebene jedoch findet sich im Darwinschen Denken ein fruchtbarer Keim. »Nach Babel« zufolge waren es die konstruktiven Kräfte der Sprache, sich eine Vorstellung von der Welt zu machen, die das Überleben der Menschen – den unentrinnbaren biologischen Zwängen, und das heißt: dem Tode zum Trotz – gewährleisteten. Durch das wunderbare – ich ziehe diesen Begriff nicht zurück – Vermögen der Grammatiken ist es möglich, den Tatsachen zu widersprechen und »Wenn«-Sätze sowie vor allem Formen des Futurums zu bilden, die die menschliche Spezies dazu befähigen, zu hoffen und weit über das Ende des Individuums hinauszuzugreifen.

reichen. Wir dauern fort, wir dauern schöpferisch fort dank unserer gebieterischen Fähigkeit, »nein« zur Wirklichkeit zu sagen, Fiktionen des anderen, des Erträumten, des Erwünschten und des Erwarteten zu konstruieren, um unser Bewußtsein darin heimisch zu machen. In genau diesem Sinne sind das Utopische und das Messianische syntaktische Figuren.

Jede menschliche Sprache erschließt sich die Welt auf eine andere Weise. Der lebenspendenden Kompensation dient die extreme grammatikalische Kompliziertheit von Sprachen, deren Sprecher in einem entbehnungsreichen und unfruchtbaren Umfeld leben (zum Beispiel die australischen Aborigines oder die Bewohner der Kalahari). Jede Sprache – und es gibt keine »kleinen« oder geringeren Sprachen – bildet sich einen Satz möglicher Welten und Geographien des Gedächtnisses. Es sind die Vergangenheitsformen in ihrer verwirrenden Vielfalt, die Geschichte konstituieren. Also gibt es auf der Ebene der psychischen Ressourcen und des Überlebens eine ungemein positive »Darwinsche« Logik, die dem ansonsten verblüffenden und negativen Überfluß der Sprachen gegenübersteht. Wenn eine Sprache ausstirbt, stirbt mit ihr eine mögliche Welt. Es gibt kein Überleben von Arten, die anderen überlegen sind. Selbst dort, wo eine Sprache nur noch von einer Handvoll Menschen gesprochen wird, von den gepeinigten Übriggebliebenen zerstörter Gesellschaften, enthält sie das grenzenlose entdeckende Potential einer neuen Erschaffung der Wirklichkeit und artikulierter Träume, die uns als Mythen, als Poesie, als metaphysische Mutmaßungen und als Gesetzesdiskurse vertraut sind. »Nach Babel« inhärent ist das immer schnellere Verschwinden von Sprachen auf der Erde, die alles vertilgende Vorherrschaft der sogenannten größeren Sprachen, deren dynamische Effizienz sich der Massenvermarktung, der Technokratie und den Medien verdankt.

Paradoxerweise prägt ein vergleichbarer Hang zur Uniformität den Anspruch der generativen Transformationsgram-

matik. Paradoxerweise, weil Noam Chomskys politische Einstellung bis ins Extreme antiimperialistisch gewesen ist. Das Axiom der universalen Tiefenstrukturen, die dem Gehirn angeboren seien (wenn auch auf eine Weise, die nie definiert und für rational nicht erfaßbar erklärt wurde), beruht notwendigerweise auf der Annahme von Zufälligkeit, von Oberflächlichkeit der faktischen linguistischen Vielfalt und Differenz. Der Dissens zwischen »Nach Babel« und dem Anspruch der generativen Transformationsgrammatiken resultiert aus dem Unvermögen solcher Grammatiken, stichhaltige Beispiele von »Universalien« in natürlichen Sprachen zu nennen, und aus der grundsätzlichen Irrelevanz von Chomskys Unternehmen für die Poetik und Hermeneutik. Inzwischen haben sich die generativen Grammatiken fast vollständig in den Formalismus zurückgezogen und sind in einem solchen Ausmaß analytisch und meta-mathematisch algorithmisch abstrakt geworden, daß sie kaum noch etwas mit tatsächlichen »Sprachwelten« und ihren schöpferischen Differenzen zu tun haben. Interessanterweise ist an die Stelle des generativen »Unitarismus« die nostratische Theorie und ihre Suche nach einer einzigen Ursprache getreten, von der alle anderen Sprachen abstammen sollen. Ob es nun für eine solche gemeinsame Quelle Anhaltspunkte gibt oder nicht: was den Dichter fesselt und was denjenigen, der sich mit dem Verstehen beschäftigt, fasziniert und verblüfft, ist das, was William Blake die »Heiligkeit der kleinsten Einzelheit« genannt hat. Tatsächlich mag der Fehler bei mir liegen. Soweit ich es beurteilen kann, ist die »Darwinsche« Sichtweise, daß die verschwenderische Vielfalt der Sprachen für die Menschen psychisch unentbehrlich sei, bisher nicht begriffen oder diskutiert worden. Für »Nach Babel« ist sie von zentraler Bedeutung. Zwischen diesem Buch und seiner Aufnahme in den gegenwärtigen akademischen und gehobenen journalistischen Kanon (wobei beide oftmals auf unheilvolle Weise identisch sind) liegt die Materie der »Theorie«. Es gibt Theorien in den exakten und in den angewandten Wissenschaften. Sie sind

von prädiktiver Verbindlichkeit und können auf ihre Stichhaltigkeit überprüft sowie falsifiziert werden. Eine Theorie, die mit nachweislich größerem Erfolg Einsichten vermittelt und anwendbar ist, ersetzt ihre Vorgängerin. Nicht ein einziges dieser Kriterien gilt für die Geisteswissenschaften. Keine Konfiguration und Klassifikation von philosophischem oder ästhetischem Material hat eine prädiktive Wirkung. Es gibt keine erdenkliche experimentelle Erhärtung oder Widerlegung eines ästhetischen oder philosophischen Urteils. In den Disziplinen der Intuition, der Reaktionen des Empfindungsvermögens, in der Fertigkeit des Erfassens und der eigenen Verantwortlichkeit, die die Geisteswissenschaften ausmachen, hebt kein Paradigma ein anderes, keine Schule eine andere auf. Winckelmann macht Aristoteles nicht hinfällig und ersetzt ihn nicht; durch Coleridge ist Dr. Johnson nicht überholt; und was T. S. Eliot über Shelley sagt, entkräftet nicht Matthew Arnold.

Die Folge ist, ich beziehe mich auf die Gegenwart, der allgegenwärtige falsche Gebrauch des Begriffs »Theorie« in der Poetik, der Hermeneutik, der Ästhetik (und ebenso, wie ich vermute, in den Gesellschaftswissenschaften). Er hat keine wirkliche Berechtigung und verschleiern drastisch das subjektive, imaginative und (im Kantschen Sinne) transzendente Moment eines jeden Arguments, einer jeden These und Entdeckung in der Literatur und den Künsten. (Zweifelloso gibt es in der Musikanalyse authentisch theoretische, also »formalisierbare« Elemente.) Eine »Theorie« der Literatur, eine »Theorie« ihrer Wissenschaft gibt es nicht. Derartige Etikettierungen sind anmaßender Bluff oder aber in ihrem Pathos durchsichtige Anleihen bei den beneidenswerten Schätzen und dem Fortschreiten von Wissenschaft und Technik. Mit Sicherheit jedenfalls gibt es, bei aller gebotenen Achtung vor unseren zeitgenössischen byzantinischen Meistern, keine »Übersetzungstheorien«. Was wir in den Händen halten (oder was wir, umgekehrt, versuchen zu artikulieren), sind reflektierte Beschreibungen von Verfahrensweisen, besten-

falls Erfahrungsberichte, heuristische oder exemplarische Aufzeichnungen über »work in progress«. Diese Zeugnisse haben keinen »wissenschaftlichen« Status. Unsere Wahrnehmungsinstrumente sind nicht Theorien und Arbeitshypothesen in irgendeinem wissenschaftlichen – und das heißt falsifizierbaren – Sinne, sondern das, was ich »Arbeitsmetaphern« nenne. In seiner Vollendung kann das Übersetzen in keiner Weise von den (in mathematischer Hinsicht) kindischen Diagrammen und Schaubildern der Möchtegern-Theoretiker profitieren. Es ist und bleibt, was Wittgenstein »eine exakte Kunst« genannt hat.

Das Vierphasenmodell des hermeneutischen Übersetzungsprozesses, wie »Nach Babel« es vorstellt – anfängliches Vertrauen, Aggression, Einverleibung, Reziprozität oder Wiederherstellung –, hat keinen »theoretischen« Anspruch. Es ist die Beschreibung eines Verfahrens. Seine Stärke rührt aus der tatsächlichen Praxis der Übersetzer, aus ihren Werkstatt-Berichten, die immer noch zu selten oder zu wenig verbreitet sind. Das Konzept der Restitution, der Wiederherstellung des Gleichgewichts zwischen dem Original und der Übersetzung, eines Gleichgewichts, das durch die Übersetzung selbst angreifbar ist, wirft ethische Fragen von höchster Komplexität auf. Seit dem ersten Erscheinen von »Nach Babel« hat es Versuche gegeben, diesen Komplex zu erhellen, doch sind sie, wie auch mein eigener Vorstoß, unzureichend geblieben. Hätte ich das Buch heute noch einmal zu schreiben, wäre es diese Frage nach der moralischen Berechtigung des Besitzergreifens durch das Übersetzen und nach der Moralität dessen, was ich als »Transfiguration« bezeichne (womit gemeint ist, daß das Eigengewicht und der Glanz der Übersetzung das Original unterdrücken und überstrahlen), die ich in größerer Ausführlichkeit bearbeiten würde. Dieses Dilemma scheint für mich um so mehr von Bedeutung zu sein in einer Zeit, da eine dekonstruktivistische Literaturwissenschaft und eine selbstverliebte Gelehrtenzunft Texte als auszuschlachtende »Prä-Texte« für den eigenen Trödellden mißbrauchen.

Zu der Zeit, als »Nach Babel« entstand, war die zunehmende Ausbreitung des anglo-amerikanischen Esperantos auf unserem Planeten nicht zu übersehen; sie schien unumkehrbar zu sein. In einem gewissen Maße ist dies auch heute noch so. Wissenschaft, Technologie, Handel und der internationale Geldmarkt verständigen sich in einem mehr oder weniger amerikanisch geprägten Englisch. Der Zusammenbruch der Zentren des Marxismus angesichts des spätkapitalistischen Triumphzuges und des Massenwaren-Ideals hat wie nichts anderes die linguistische Hegemonie der »amerikanischen« Sprache unterstrichen. In den meisten Teilen der unterentwickelten Welt ist diese Sprache das einzige absehbare Mittel zur Beförderung der ökonomisch-sozialen Emanzipation. Von größerer Bedeutung ist, daß die Computer-»Sprachen«, die meta-linguistischen Codes und die Algorithmen der elektronischen Kommunikation, welche fast sämtliche Facetten des Wissens und der Produktion revolutionieren, auf einer linguistischen »Vorgeschichte« beruhen, die grundlegend anglo-amerikanisch geprägt ist (in demselben Sinne, wie wir sagen können, daß der Katholizismus und seine Geschichte auf der Latinität basieren). Computer und Datenbanken plaudern in den »Dialekten« einer anglo-amerikanischen Muttersprache miteinander.

Und trotzdem scheint mir der Befund heute nicht mehr ganz so klar zu sein wie früher. Starke ethnische und regionale Atavismen sind dabei, wieder aufzuleben. Durch das leidenschaftliche Streben einzelner Stämme, Regionen und Nationen nach Identität erweisen sich die Sprachen als resistenter gegenüber der Rationalisierung und den Vorteilen von Homogenität und technischer Formalisierung, als dies zu erwarten war. Energische Vereinheitlichungsbemühungen wie in Indien oder Südafrika sind bislang gescheitert. Allen voran hat der Zerfall der sowjetischen und osteuropäischen Machtblöcke das fast fanatische Verlangen nach »Apartheid«, nach der selbsterklärten »Ureinwohnerschaft« benachbarter Sprachen geweckt (so in der Ukraine, im Kaukasus und auf dem

Balkan). Hinzu kommt, daß sowohl das Spanische als auch das Chinesische, die sich beide mit großer Energie in territorialer wie demographischer Hinsicht verbreiten, für die anglo-amerikanische Vorherrschaft eine Herausforderung darstellen könnten. Die Frage bleibt offen – und mit ihr die zukünftige Bedeutung des zwischensprachlichen Übersetzens.

Ebenso wie die erste Ausgabe will auch diese überarbeitete Fassung von »Nach Babel« Sprachphilosophen, Ideengeschichtler, Gelehrte auf dem Gebiet der Poetik, der Künste und der Musik sowie Linguisten und natürlich Übersetzer ansprechen. Aber sie bemüht sich auch um die Aufmerksamkeit und das Vergnügen allgemein interessierter Leser, vor allem jener, die die Sprache lieben und sie als maßgeblich für ihr Menschsein empfinden. Ganz besonders aber richtet sie sich, in der Hoffnung auf Antwort, an die Dichter. Das soll heißen, dieses Buch wendet sich an jeden, der weiß, daß Babel zugleich ein Desaster und – dies ist die Herkunft des Wortes Desaster – ein Sternenregen für die Menschheit war.

Genf/Cambridge, im Juli 1991